

# Hagios Christopheros Kynokephalos : der Heilige mit dem Hundskopf

Autor(en): **Kretzenbacher, Leopold**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **71 (1975)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **26.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-117085>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Hagios Christophoros Kynokephalos

Der Heilige mit dem Hundskopf

Von *Leopold Kretzenbacher*

Über diesen Heiligen werden bei manchen merkwürdige, ja abstossende Dinge berichtet; so zum Beispiel habe er zuerst das Gesicht eines Hundes gehabt und sogar Menschen gefressen; später aber, als er an Christus zu glauben begonnen hatte, hätte er seine Gestalt verändert ...

Aus dem Menologium des Kaisers Basilios, 10. Jh.

Immer hat es mich auf meinen weiten Wanderfahrten zumal in Südosteuropa eigenartig erregt, wenn ich dann und wann im Bereich der orthodoxen Ikonen und Fresken in Dorfkirchen, Klöstern oder in Museen dem Bilde eines Heiligen begegnet bin, der auf seinem Menschenleibe einen vom Lichtschimmer der Glorie umloderten Tierkopf trägt. Vielen Autowanderern, die zum Reisen auch das Schauen gelernt haben, tritt solch eine Erscheinung als ein Rätsel vor die Augen. Es ist auch gar nicht immer so leicht zu erkennen, an welches Tier der Maler gedacht hatte. In einem Dorfe westlich von Sofia hatte ihn der Freskant eher als Pferd dargestellt. Im ehemaligen Kloster Gradište bei Bar in Montenegro will man das Bild als das vom «hl. Esel» erklären. Ein so bedeutender neugriechischer Dichter wie Nikos Kazantzakis (1882–1957) spielt auf ein Fresko im Athoskloster Dionysiou an, wenn er vom hl. Christophoros «mit dem Kopf eines Keilers» spricht und auf die «Riesenhauer» zeigt. Wusste es Kazantzakis wirklich nicht anders oder hat er auch hier bloss den Mönchen vom Heiligen Berge eins auswischen wollen, wie er es so gerne tat? In Leningrad erging es mir nicht anders, als ich unter den Zuhörern war, die solch ein Bild im «Museum der Geschichte der Religionen und des Atheismus» in der ehemaligen Kasan-Kathedrale mit gezieltem Spott ausgedeutet erhielten. Ich hatte mich daran erinnert, als ich kürzlich am buntbemalten Strebepfeiler mitten unter den Aussenwandfresken des spätmittelalterlichen Festungsklosters Moldovitzza in der rumänischen Provinz Moldau wieder diesem Heiligen begegnet war. Zwar umleuchtet der Lichtkranz dort schon ein menschliches Haupt des kriegerisch gewandeten und bewehrten Trägers. Das Tierhaupt aber trägt er allen sichtbar als sein besonderes Attribut auf einer Schüssel in der Hand. Es sieht dort wirklich bedenklich einem Schweinskopf ähnlich. Gemeint ist dennoch ein Hundskopf. Das beweist die über-grosse Mehrzahl aller anderen Ikonen- und Freskendarstellungen. So z. B. jedes Einzelstück der besonderen Ikonen unseres Themas im

reichen «Museum der Byzantinischen Altertümer» zu Athen. Zu den Bildern besagt dies ja auch die in der religiösen Kunst der Orthodoxie gebräuchliche Beischrift zum Dargestellten: *Hagios Christophoros Kynokephalos*. Dementsprechend auf den serbischen, bulgarischen, auf den rumänischen, ukrainischen und den russischen Gegenstücken: *Sveti Hristofor pesoglavij*. Das heisst nun unverwechselbar: *Der Heilige mit dem Hundskopf*.

Die Vorstellung von einem Heiligen, bei dem die Aureole ein Tierhaupt umrahmt, ist dem mittleren und dem westlichen Abendlande, das heisst also den aus dem lateinischen Christentum des Mittelalters gewachsenen und eigenständig weiter entwickelten Konfessionen völlig fremd geblieben. Das ist an sich nicht selbstverständlich. Denn bereitwilligst hat das gesamte Christentum glorienscheinumloderte Tier-symbole, theriomorphe Sinnzeichen wie jene, die immer noch als solche oder als Attribute zugeordnet für den Markuslöwen, den Lukasstier, den Johannesadler gestaltet und aus tief verwurzelten Traditionen heraus auch «verstanden» werden, aus dem Alten Orient übernommen. Auch sonst sind Heiligengestalten, ihre Lebens- und Wunderberichte in den seltsamsten Motivverkettungen aus ägyptischen, syrischen und ostmittelmeerischen Ursprüngen mit den Denkformen des frühen Mönchtums und seiner Askese nach dem lateinischen Westen gewandert. Dies geschah zumal im Strahlbereich des Bilderkultes, der Legendenfreude und der weniger kirchlich-theologisch als vielmehr von der Volksfrömmigkeit her bestimmten Devotion des östlichen Christentums mit seinem so sehr wachstumskräftigen Nährgrund Byzanz. Doch der *Hagios Christophoros Kynokephalos*, der hundsköpfige «Christusträger»-Heilige fand niemals sogestaltig Eingang in den westlichen Heiligenhimmel. Weder eine hieher gezählte schwäbische Buchmalerei des mittleren 12. Jahrhunderts noch eine darum berühmt gewordene Scheibe des 16. Jahrhunderts in der Kathedrale zu Angers an der unteren Loire zeigen den Christkindträger wirklich mit einem Tierhaupt, zumal dem eines Hundes. Vielleicht dachten die Maler an den modischen Typus eines «Wilden Mannes», gewiss nicht an einen Kynokephalos. Von solch einem Aussehen erzählt auch ein früher Lebens- und Marterbericht, das um 876/77 entstandene Martyrologium Usuardi, auf das die westliche Ikonographie gerne zurückgriff, kein Wort.

So bleibt unser Kynokephalos-Heiliger als Bildgestalt auf die Traditionslandschaften der östlichen Konfessionsgruppen des Christentums mit ihren vielfältigen Aufgliederungen beschränkt. Das gilt für die griechischen, die slawischen und die anderen Filiationen östlichen



Nachzeichnung einer russischen Ikone des 17. Jahrhunderts, «Hl. Christophoros Kynokephalos», Original zu Moskau, Historisches Museum

Bilderdenkens und Bild-Erzählens. Sie sind Eigenart ihrer Liturgie und Hymnik und der ihnen zugeordneten, mehr und mehr von einer Art Malerkanon her bestimmten, mithin also funktionsbedingten Bildkunst. Desgleichen sind sie ein Sondermotiv der gerade im Bereich der Orthodoxie schier unbezähmbaren Freude am volkstümlichen Erzählen und Ausdeuten, am Geborgensein in der so sehr themenbunten Welt der Apokryphen und Legenden.

Diese Legenden pendeln immer hin und her zwischen dem früh gefestigten Schema der Märtyrerromane und dem freien Phantasieren. Auch dann, wenn sie sich in den Hauptmotiven eng vom Erscheinungsbilde der heute noch zugänglichen Fresken und Ikonen des Kynokephalos gefasst erweisen. Manche dieser Bilder sind ja immer

noch der Volksfrömmigkeit bedeutsam. Andere hat die Pietät an ihrem einstigen Kultort belassen. Viele sind aber schon seit Generationen in die Museen abgewandert und dort nur noch antiquarisch-kulturhistorischem Interesse zur Schau geboten.

Der Ursprung der Bildkonzeption vom hundsköpfigen Krieger, der zum Christusträger werden sollte, ist rätselhaft genug. Mehr als eine Wurzel sog aus diesem und jenem uns fremdartig erscheinenden, zeitlich und räumlich fernen Umgrunde, ja Phantasielande die Kraft, sich im Denken von vielen so festzusetzen, dass einmal, vermutlich im Bereich des christlich gewordenen Ostmittelmeerraumes, die Grundvorstellung des Fabel-Menschen mit dem Hundskopf sich zum Bildtypus fügte. Ihm wurde ein aus mancherlei Fäden gewobenes Legendenkleid so umgelegt, dass daraus, allen verständlich und fortan vom Bilde her vertraut, der christliche Hundskopfheilige hatte werden können.

War dies bei den Kopten, den frühen und immer noch nachlebenden Christen am Nil der Fall? Sie haben so vieles aus dem reichen Kulturerbe Ägyptens und seines Denkens und Schreibens in Bildsymbolen in ihre religiöse Gedankenwelt aufgenommen. Ihnen war und blieb wohl auch das Bild des Anubis und so manches anderen schakalköpfigen Gottes ihrer ägyptischen Vorfahren aus Bild und Legende vertraut. Oder geschah es in Kleinasien? Dessen ferne, unklar ausgeprägte, nur von Alexander dem Grossen einstmals zielbewusst überschrittene Grenzen «im Osten» erschienen dem Menschen des Abendlandes ja als der Rand der Ökumene wenn nicht gar überhaupt als «das Ende der Welt». Aus beiden Bereichen war mancherlei krause Kunde von tiergestaltigen, dabei menschenhäuptigen, häufiger noch von menschenähnlichen, aber tierköpfigen Wunderwesen in das frühe Griechenland gekommen.

Das war gut vierhundert Jahre vor Christi Geburt schon geschehen. Herodot (484–425 v. Ch.), der wagemutige Ägyptenreisende, der Landeseigenheiten suchende und kritisch umhorchende Forscher, der so gerne Selbsterlebtes und von den anderen Erfragtes in seine «Historien» aufzunehmen pflegte, erzählt vom waldreichen östlichen Lybien. Dort gebe es die seltsamsten Fabelwesen und Tiere. Herodot will von «Eseln mit Hörnern, von Menschen mit Hundsköpfen und von solchen überhaupt ohne Kopf» gehört haben. Sind dies Gestalten des Dämonenglaubens, fortlebend in den Sagen im Munde der Eingeborenen? Oder spiegeln sich hier so früh schon Berichte über die phantastischen Felsbilder Nordafrikas wider, die uns heute so seltsam wie so manche andere Zeugnisse dieser Gattung aus der «Kunst» der Vorzeit berühren?

Mehr noch weiss Ktesias zu berichten, ein griechischer Arzt aus Knidos. Der war vor 400 v. Ch. in Persien in Gefangenschaft geraten. Wegen seiner Heilkunst durfte er aber hochgeehrt am Hofe des Grosskönigs Artaxerxes II. verbleiben. Dort aber in Persien, wo man immer schon phantasievoll zu erzählen verstanden hatte, dort wusste Ktesias «im Osten» Gehörtes wohl auch so sehr reichlich mit «Eigenem» zu würzen, dass es die Leser seiner oft abgeschriebenen, freilich nur zum Teil in Auszügen erhaltenen «Indika» beinahe selber glaubten. Zumindest haben sie es abendlandweit vom byzantinischen Gelehrten Photios im ausgehenden 9. Jahrhundert angefangen bis über das Mittelalter hinaus verbreitet. Ktesias nun, auf den vor allem sich die Wunderberichte über die Kynokephalen am Rande der Welt beziehen, wusste dieses zu erzählen: dass die Hundsköpfe-Kynokephaloi-Kynamolgoi ein grosses Volk seien, ausgebreitet über ganz Indien; an die 120000 von ihnen soll es geben, schwarz ihr Menschenleib, dazu aber Köpfe, Zähne, Schweife und Schwänze wie die von Hunden; so sprächen sie denn auch. Doch diese Hundsköpfe seien friedfertige Jäger und Sammler in den Bergen. Sie züchteten Schafe, trügen auch Kleider und trieben sogar Handel. Sie lebten in einem einfachen, aber geordneten Gemeinwesen. Deswegen würden sie sogar vom König von Indien mit Waffen für ihre Jagd versorgt. Auch Baumharz («Elektron») tauschten sie gegen Brot und Gerstenmehl oder gegen Baumwollkleider bei ihren Nachbarn ein.

Solche Kunde über fremdartige Tierkopfmenschen brachte im Abendlande mancherlei Folgen: geistige in der Vorstellung von den Zuständen «am Rande der Welt», von denen der so sehr auf sich und seinen Umkreis bezogene Mensch des Abendlandes bis hin zu den Kreuzzügen eben wirklich so gut wie nichts wusste; religiöse Folgen in der tatsächlich schon im 9. Jahrhundert ernsthaft diskutierten Frage, ob diese Hundsköpfe mehr Menschen oder mehr Tiere (*bestiae*) seien; ob sie eine Seele hätten und demnach der Auftrag Christi, «Gehet hin und lehret alle Völker!», auch für sie gelte. Das wurde, so z. B. in einem berühmten Brief des Mönches Rathramnus von Corbie sehr eingehend behandelt. Gerade die Ktesias-Berichte über Kleidung, Nahrungssuche, Handel und Gemeinwesen der Kynokephalen lässt Rathramnus vermuten, dass es sich doch «mehr um Menschen» handle. Denn «durch die Vernunft unterscheidet sich der Mensch vom Tier». Von da her sind auch solch grossartig sinnerfüllte Zeugnisse abendländischer Steinbildhauerkunst zu verstehen wie jenes riesige Tympanon an der Basilika Sainte Madeleine zu Vézelay im Herzen von Burgund aus dem frühen 12. Jahrhundert, wo Christus in der «Zweiten Wiederkunft»

als Weltenrichter auf dem Regenbogen thront, indes im weiten Halbrunde um ihn so viele stehen, die «am Rande der Ökumene» leben. Da stehen sie ja, die – vielleicht! – «noch» Menschen sind, den Tieren aber in ihrer Körpergestalt so beunruhigend nahe als die Pygmäen, die «Grossfüssler», die Panotier, d. h. die «ganz Ohr» sind, dass sie sich darein einwickeln könnten; die Einäugigen und unsere *cynocephali*. Aussenherum schwingt sich nur noch der Sinnbildreigen der Tierkreiszeichen im Bogen. Und noch etwas: Rathramnus bezieht sich ausdrücklich im 9. Jahrhundert auf ein ihm bekanntes Legendenbüchlein über unseren Hundskopfheiligen aus dem Osten, auf einen *Libellus de martyrio sancti Christophori*, der diesem Volke der Kynocephalen zugehört haben solle.

Und wenn sie nun am Rande der Welt stehen, diese Hundsköpfigen, nach dem Willen des Schöpfers und nach christlicher Deutung in einem die Körpergestalt, Geist und Seele bestimmenden Grenzbereich zwischen Tier und Mensch, warum sollte – so wagen es die werdenden Legenden ahnungsvoll und ausdeutungsbereit zu formulieren – nicht einer von diesen Mischwesen des rätselhaften Ostens aufgebrochen sein, über sich hinaus zu wachsen, «Vollmensch» – und das heisst für das nachantike Abendland schlechthin «Christ» – zu werden?

Denn dass solche *monstra*, missgestaltige, fremdartig gewachsene, durch das oftmals weit vorspringende Unterkiefer dieser und jener Tiergattung ähnliche Wesen auf der Welt wirklich vorhanden seien, das hatte nicht nur die Antike, daran hat auch noch das frühe Christentum unerschütterlich geglaubt. Selbst der grosse Kirchenlehrer Augustinus (384–430) hegte daran keine Zweifel. Er konnte die Vorstellungen ja auf den Mosaikböden innerhalb seiner eigenen nordafrikanischen Heimat sehen. Da gebe es Bilder «der Menschen oder menschenartiger Wesen, die man als Mosaik zu Carthago auf dem Hafenplatz betrachten könne, wie aus Büchern entnommen gleichsam als Wundergeschichten. Was soll ich von den Kynocephalen erzählen, deren Häupter die von Hunden sind und deren Bellen mehr die Bestien als Menschen verrät? Aber es ist auch nicht notwendig, zu glauben, dass alle diese Menschenarten auch existierten ...»

Hier aber, am Mischpunkt so seltsamer Denkgebilde aus den Wüsten des afrikanischen Nordens, vom Nil her, von den Fabelbüchern über das so gänzlich unerforschte Indien und aus so manchen anderen Wissensströmen der immer unruhigen Phantasie einer in ihrem Wesen so sehr vor-rationalen Geisteshaltung, hier mochte sich das «Wissen» um den hundsköpfigen Menschenriesen mit dem so unglaublich weit verbreiteten Märchen-Modell verbunden haben «Von dem, der

auszog das Fürchten zu lernen»; die Geschichte «Von dem, der nur dem allermächtigsten Herrn der Erde dienen will». Von dem also, der auf seinem Weg zu einem irdisch-gebietenden König kam, der sich aber dem Teufel ergeben muss, und weiter von eben diesem Teufel zu Gott selbst, der grösser als alle und alles ist, auch wenn er sich in der Unscheinbarkeit verborgen hielt. So entstand doch wohl die frühe uns griechisch lange vor der ersten Jahrtausendwende der neuen Zeit erzählte Legende vom einstmals angeblich hunds-köpfigen Riesen Reprobos, der solcherart aus der Enge in die Weite drängt, der über das Unvollkommen-Kreatürliche hinaus aufstrebt zum Geistigen, sich selbst zu überhören, anderen Vorbild und Leitgestalt des Menschenweges zu werden.

Was lag nun näher als das spannende Berichten von dem, der einem Tier ähnlich in diesem Streben aber auch im Äusseren zum Vollmensch wird? Das sollte gar nicht so einfach und knapp erzählt werden als ein schlichter Sag-Bericht. Es muss aus dem Wesen der «Legende», das im Aufzeigen der Wunder Gottes in dieser Welt, ihm Rühmen und Erbauen und dann erst im «Unterhalten» begründet ist, dem geistig Bescheidenen, an den sich die Legende als liturgisch-homiletische Gattung wendet, in seiner Auffassungskraft nahegebracht, mithin als *miraculum*, als «Wunder», erklärt werden. Das Geschehnis soll dem, der dazu die Kraft hat, im Äusseren des Gestaltwandels vom Tierköpfigen zum Christen, der ja ein «Abbild Gottes» sein will, ein Höheres, von Gott selber Gewolltes und also Gefügtes zu erkennen, auch als äusserlich sichtbarer Vorgang innerlich wirkender Gnade erscheinen. Das «Heidnische», d. h. das Böse, Sündige, Unvollkommene des Riesen Reprobos, der in einer griechischen Legende nicht um sonst als ein *ethnikós*, also ein der Herkunft nach nicht-griechischer, nichtchristlicher Barbar benannt wird, an dessen geschichtliche Existenz man durchaus glaubte, wie wir ja bereits im mittleren 5. Jahrhundert in der Gegend von Chalcedon auf der asiatischen Seite des Bosphorus-Ufers von Kirchenbau und Weiheinschrift zu St. Christophs Ehren wissen, dieses «Un-Menschliche» wird in der Taufe abgewaschen. Der Tierähnliche wird vollends zum Gottähnlichen, zum Vollmensch als dem Bruder Christi. Also muss es auch eine Taufe sein, die dieses Wunder bewirkt. Doch nicht eine, die der Priester für den Fremden, den *ethnikós*, den er für ein Tier halten musste, spendet. Vielmehr muss es eine Taufe sein, die das Wunder geschehen lässt, weil sie als das Wasser des Heils aus einer «heiligen Wolke» über ihn niederströmt. So weiss es ja auch der schon vorhin genannte Mönch Rathramnus im 9. Jahrhundert in seinem Briefe über



die Kynocephalen und ihre Stellung in Schöpfung und Heilsplan hinsichtlich unseres St. Christoph zu vermerken: «Man glaubt, dass er auch das Sakrament der Taufe auf göttliche Anordnung erhalten habe; berichtet doch jenes Büchlein, dass Wasser aus einer (heiligen) Wolke ihn überströmt habe (*nubis ministerio eum perfundente*).»

Dieser miraculose Taufguss aus einer heiligen Wolke, die kaum auf einer der vielen ostkirchlichen Darstellungen des hl. Märtyrers Christophoros Kynokephalos fehlt, bewirkt jenen Wandel, durch den – vielleicht in Aufnahme von Symbolgedanken der Gnosis innerhalb des frühchristlichen Denkbereiches – das *miraculum* des Vollmensch-Werdens für alle und immer sichtbar bleibt, beim Reprobus dem Hundsköpfigen, der ein Christusträger werden durfte, als er – wiederum durch lange Wanderfahrt und von Legenden in Ost und West verklärt – im kleinen Kinde den grossen Gott erkennen durfte.

Freilich melden sich auch manche sehr frühe Zweifel an der Glaubwürdigkeit gerade dieses Legendenzuges. Nicht etwa also am tatsächlichen Leben und nachmaligen Blutzugnis-Geben des Heiden Reprobus und Bekehrten Christophorus für die Lehre Christi. Ein sehr bezeichnendes Beispiel ist ja gerade die knappe Schilderung in jenem Menologion, also einem kurzgefassten Kalenderlegendar des Kaisers Basilios Porphyrogennetos aus dem 10. Jahrhundert, aus dem der Leitsatz diesem Essai vorausgestellt ist:

*Über diesen Heiligen werden bei manchen merkwürdige, ja abstossende Dinge berichtet; so z. B. habe er zu erst das Gesicht eines Hundes gehabt und sogar Menschen gefressen; später aber, als er an Christus zu glauben begonnen hatte, hätte er seine Gestalt verändert.*

Hier aber fühlt sich der Verfasser des Menologions sofort bemüssigt, zu betonen, dass dies wohl nicht so sei und wie es zu dieser Vorstellung habe kommen können:

*In Wirklichkeit hat sich die Sache aber nicht so verhalten. Es hatten das lediglich einige vermutet, er (Reprobus) müsse wohl so ausgesehen haben, weil er ein «Eingeborener» (ein nichtgriechisch-nichtchristlicher Barbar; ethníkós) gewesen sei, wild und schreckenerregend.*

Später, als diesen Reprobus Herkunft, Aussehen und Unvermögen, der griechischen Sprache sich zu bedienen, schwer behindert hätten, da habe er zu Gott gebetet und um Änderung dieses Zustandes gebeten. Gott habe ihm einen Engel geschickt, der seine, des Reprobus Lippen nur zu berühren brauchte, da vermochte der Heide griechisch zu sprechen und das Lob Gottes zu verkünden. Als aber zum Sinnzeichen

seiner wunderbaren Berufung auch noch der dürre Wanderstab dieses *ethnikós* erblühte – ein Wunder, das sich in seiner Legende noch einmal zum Bekehrungsanruf für viele wiederholen sollte und ebenso wie die «heilige Wolke» zum ikonographischen Typus des östlichen Christophorus gehört –, da stand dann auch der Taufe des Reprobis inmitten vieler, die dieser Riese den christlichen Heilsweg geführt hatte, nichts mehr im Wege. Der hl. Babylas war dazu ausersehen, auch diese nunmehr kirchliche Sakramentspendung an dem schon durch göttlichen Willen Wolkengetauften vorzunehmen.

Was die frühen Legenden weiter zu erzählen wissen, ist Schablone. Viele Martern muss er erleiden und als Angehöriger jener im Frühchristlichen überaus grossen Gruppe der sogenannten «Heiligen vom unzerstörbaren Leben» hält er sie auch durch, bis er endlich doch enthauptet wird, der Ehre der Altäre für würdig erachtet und vom Volk in seinen Kult der immer notwendigen, der ständig Hilfsbereiten aufgenommen.

Indes blieb solch eine Kulturausbreitung nicht ungestört. Auch nicht im diesbezüglich ganz besonders legendengläubigen und bildertreuen Osten. Was nämlich dem frühen Christentum und seiner Geisteswelt zwischen Dämonenglauben, Zauberwesen, Wundersucht und reinigendem Heilserzählen zum Heilbewirken in neuer Lehre durchaus begreiflich und auch «möglich» erschienen war, was dem Mittelalter im Osten zur festen Gestaltung eines dann auch durch Jahrhunderte wohl kaum veränderten Bildtypus als Tradition vorlag und genügte, das fand verständlicherweise auch dort immer von neuem seine Zweifler, seine mehr oder minder lautstark sich meldenden Widersacher. Und dies nicht erst heute, wo die allermeisten einer ehemals wohl sehr grossen Bilderfülle um unseren Christophoros Kynokephalos schon verschwunden sind. Allerdings, so müssen wir betonen, lässt sich unter den bis heute erhaltenen Bildzeugnissen bisher überhaupt keines vor dem 15. Jahrhundert nachweisen. Niemand vermag zu sagen, wie sich das etwa noch vor dem Bildersturm zu Byzanz (726–843) oder aber in der sich daran schliessenden Zeit der Blüte von Bildverehrung (Ikonodoulie) und Bildneuprägungen während der sogenannten mittelbyzantinischen Zeit verhalten hat. Zudem ist ja auch die einstige Kraft gerade des östlichen Christentums, in Bildern zu denken, in Legenden mit menschlichen Worten Göttliches auszusagen, nicht im alten Masse verblieben. Wer die Legende nicht kennt, kann auch aus dem Bilde das Wunder der Wolkentaufe, des ergrünenden Dürrstabes als Gnadensinnzeichen und damit das innere Menschwerden des äusserlich in der Darstellung hunds-köpfig Verbliebenen kaum noch ver-



Hagios Christophoros Kynokephalos, der «Hundsköpfige».  
Griechische Ikone (1685) im Byzantinischen Museum, Athen.

stehen. Also hat sich das Unbehagen am kanonisierten Hundskopf, an dem mit der Aureole bekränzten Kynokephalos unter der Segenswolke mit dem Grünstab in seiner Kriegerfaust, der dennoch ein mächtiger Helfer wie der drachentötende Ritter Georg oder der immer wunderbereite Bischof Nikolaos sein soll und demnach sowohl volksfromme Verehrung wie auch kirchlich-offiziellen Kult verlangen dürfte, auch im Bereich der nachbyzantinisch-slawischen Orthodoxie zu Wort gemeldet.

Da trat im Jahre 1764 der Metropolit von Rostow am Don, Arsenije Macejević gegen die Darstellung unseres Heiligen im geläufigen Osttypus als Kynokephalos auf. Macejević aber war Mitglied der höchsten kirchlichen Hierarchie des damaligen Russland. Er gehörte dem Heiligen Synod in Moskau, der letztlich entscheidenden Kircheninstitution also an. Dabei bestreitet der Metropolit keineswegs etwa die Existenz unseres Heiligen. Er kennt auch die althergebrachte Legende. Aber die Darstellung eines Heiligen mit einem Hundskopf empfindet er als unwürdig. Daher müsse man sie verbieten, solle sie übermalen, verschwinden lassen wie dies auch sonst bei unliebsamen Themen, Thesen, Kulturen und Bildern in Ost und West so oft der Fall war und heute wieder ist. Aber man war wohl auch im damaligen Russland kirchlicherseits in einer Zwangslage. Hier das gewichtige Veto aus der Einsicht spiritueller Kreise, vorgetragen durch den Mund eines so hohen Würdenträgers, des Sprechers einer allgemein und immer in jeder Religion und ebenso auch in jeglicher Konfession des Christentums vorhandenen, ständig um Wildwuchs als Zerstörer des Wahren, Würdigen besorgten Richtung. Dort aber auch das zähe Festhalten an einer einmal zum Bildtypus gewordenen, in den weitwandernden Musterbüchern eines Malerkanons festgelegten und von Legenden gestützten Vorstellung von einem offenkundig doch vielverehrten, also im alten Wortsinne «sonderbaren», d.h. besonderen Heiligen. Der mochte nämlich für das gläubige Kirchenvolk der Orthodoxie doch mehr bedeutet haben, als wir heute nachprüfen können. Immerhin sind wir in Bulgarien auch noch Bildausprägungen des *Sveti Hristofer pesoglav* begegnet, die in einigen ländlichen Kirchen erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als Fresko gemalt, als Ikonen mithin zur öffentlichen Verehrung hingestellt worden sind.

Kurzum: die (übrigens mehrfach wiederholte!) Anti-Kynokephalos-Eingabe des Rostower Metropoliten vom Jahre 1764 wurde – vermutlich vorsichtshalber! – nie erledigt. Man konnte sich damals nach der Mitte des 18. Jahrhunderts im russisch-orthodoxen Osten nicht zu

einem solchen Schritte entschliessen, wie ihn die römische Kurie nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil kürzlich, im Jahre 1969 nämlich, tat: zu erklären, dass es eine Vielzahl von Heiligen, und zwar gerade solcher, die dem gesamten Abendlande seit mehr als tausend Jahren als wahre «Volksheligen» galten und gelten wie Barbara, Luzia, Georg, Nikolaus und darunter auch unser Christophorus, überhaupt «nie gegeben» hätte; dass man sie also auch nicht «offiziell» weiter propagieren solle, sie aber dort, wo sie nun einmal traditionell in besonderer Verehrung stünden, auch weiterhin anrufen und verehren dürfe ...

Solche Ausmerzung wird vielleicht aber erst nach etlichen Generationen gelingen, denen es obliegt, das traditionelle Christentum in eine «neue Zeit» hinüber zu führen und dabei seine Heilslehren auch im Bilde durch Anschaulichkeit erlebbar zu machen.

Für den Ost-Heiligen Christophorus, den Kynokephalos-Pesoglav, den mit dem Hundskopf ist dies indessen geschehen. Kein offizielles Gebet, kein liturgisch noch verwendeter Hymnus spielt auf diese seine Tier-Mensch-Gestalt noch an. Es ist den griechischen Mönchen vom Grosskloster Dionysiou am Berge Athos unangenehm, wenn der allzu neugierige Wanderer, der ja nicht als betender Pilger kam, vielmehr sehr oft als Tourist nur das Fremdartige sucht, immer noch auf Grund alter Klosterbeschreibungen und Reiseführernotizen nach dem «Zahn am Hundskopf des heiligen Christophoros» zu fragen beginnt, den ihr Reliquienschatz bergen soll. Und niemals hat mir in meinen letzten beiden Wanderjahrzehnten in der Weite der Traditionslandschaften byzantinisch-orthodoxer Bildgestaltungen zwischen der Ägäis und Leningrad, zwischen Montenegro und den Gestaden des Schwarzmeeres ein Mönch oder ein gläubiger Laie gern und voll die alte Legende erzählt, so oft und so vorsichtig aus Erfahrung ich darnach gefragt hatte. Da hiess es immer nur in dieser eigenartigen Unsicherheitsempfindung zwischen Traditionsgegebenheit und eigenem Andersdenken ohne die Kraft zu völligem Preisgeben des Überlieferten in Legende und Bild: «Ja, so ist es wohl. Früher einmal, da hatte man sich das so vorgestellt und auch so gemalt. Er ist ein Heiliger wie alle, und auch mächtig. Aber dass er einen Hundskopf getragen haben soll, das ist wohl ein frommes Märchen aus alter Zeit, die anders dachte. Man darf es nicht wörtlich nehmen, das mit dem Kynokephalos; nur als Sinnbild vielleicht ...»